per le perdute strade

Christian Kühne

September ist mein Lieblingsmonat. September mit seinen bewölkten Himmeln, September mit seinen schüchternen Winden, die einem unters Kleid fahren und ankündigen, wovon man nichts wissen möchte. September mit seinen letzten Grillfesten, September mit seinen ersten Schultagen. Im September steht die ganze Welt vor unsrer Tür schlage, am Weg in die Hauptstadt, vom Urlaub ins Arbeitsleben zurück.
Es gibt Tage, da verirren sich ganze Reisegruppen zu uns ins Dorf, auf der Suche nach Authentizität; man weiß ja, wie's ist: Der Süden ist auch nimmer das, was er einmal war. Teures Geld für schäbiges Essen, tiefgefrorener Fisch, massenproduziertes Schelato, nicht mal die Spaghetti können's mehr kochen - das alles kriegt man bei uns im September mit, wenn diese oder jene auf ihrem Weg kurz anhalten, Kirche und Gottesacker inspizieren und dann weiter. Meistens kehren sie bei Frau Burgstaller zum Kaffee ein, zur Mehlspeise; manchmal sogar bei Herrn Burgstaller in der Metzgerei.
Die Burgstallers sind die geschäftstüchtigsten im Dorf. Bei ihnen gibt's die beste Blutwurst zum Filterkaffee.

Oktober hat uns den Regen reingeweht, urplötzlich, zwischen zehn und elf Uhr Dreißig an einem Dienstagmorgen; seitdem ist er nimmer weitergezogen. Die Nässe frisst sich tief ins Knochenmark, schon drei mal hat der Burgstaller Blut gepisst - er hat's nicht so mit der Blase, den Nieren - und ich selbst hab mich einmal krankmelden müssen: Sie wissen ja, die Fliesen.

Oktober hat uns die Rugbyweltmeisterschaft herbeigeweht, diesen Sport, von dem bei uns wirklich nur der Alois von Ficker was wusste. Nämlich weil der alte Ficker - zweiundvierzig geboren - mal über längere Zeit nach Irland verreist war; hat das Mutterkreuz seiner stolzen an irgendeinen Nostalgiker im Nebendorf verpfändet und ist auf Sauftour mit seinen Spezis - drei Wochen rein und raus ins braune Elixier, bis er nimmer hat grad schauen können, der Ficker, naja und wie's so ist hat man sich im Rausch eben der dortigen Landesbräuche und Sitten angenommen; so kam's zum Rugby.
So kam's, dass im Oktober bei uns überall grüne Fahnen und Flaggen herumhingen und der ficker'sche Alois, wieder strunzefett, von Tür zu Tür ist mit seinem Ball, um ein paar Kinder einzutreiben und fürs Spiel der edlen Männer zu begeistern.
Auf ihn eingelassen hat sich nur der kleine Benjamin, der süße Knirps aus der burgstaller'schen Sippe, Mutters ein und alles, der Hoffnungsträger, wie

man ihn taufte, als er dann doch relativ unerwartet zustande und auf die Welt gekommen war; Alleinerbe des Elternimperiums. Benjamin ist sieben und Klassenbester- sein Lieblingsfach selbstverständlich Geschichte.

So klebten der Alois von Ficker und klein Benjamin Tag ein Tag aus vorm Fernseher und jubelten und jauchzten der eher unglücklichen Mannschaft zu, die bald ausgeschieden war, der eine recht froh darüber, so viel Fernsehen zu dürfen, und der andere einen nüchternen Trinkfreund gefunden zu haben.

Zu meiner Geschichte gibt's wenig zu erzählen. Fünfundzwanzig Jahre alt, an der Adria geboren, wurde ich nach einem erfolglosen Philosophiestudium von Vater und Mutter auf Sommerfrische zu meinen Großeltern geschickt. Diese haben knapp zwei Wochen nach meiner Ankunft das Weltliche gesegnet, worauf ich ihr Haus übernommen und seit ein paar Monaten, um mir einen kleinen Lebensunterhalt leisten zu können, im Hause Burgstaller als Kellner, Metzgersassistent und was man sonst noch alles so braucht angestellt worden bin.

Oktober brachte uns das Massaker. Zuerst den Angriff, dann ein Recht auf Selbstverteidigung - wie man das Gemetzel nannte, um damit das blanke Nichts der hiesigen Nachrichtenindustrie zu füllen. Bald war der Urlauberhorde ein Fernsehtrupp gefolgt, der grünen Flaggen wegen, die von Ficker in seinem Rugbywahn ringsherum im Dorf aufgehängt, knapp danach kam das Polizei-Sonderkommando mit unmissverständlicher Verdachtshaltung eingeflogen, ob denn besagter Herr Ficker Haltung gegen den Freund, ja Stellung für den Freund hätte einnehmen wollen, mit seinen grünen Flaggen. Groß war die Unruh, schwer die Tränen der Verzweiflung, die aus klein Benjamins Augen traten, als man seinen Fernsehfreund verhaftete, weil dieser im Suff wieder einmal alles missverstanden hatte und sich nun selbst lauthals ein Recht auf Selbstbestimmung einforderte - dieses Mantra, das sie doch im Fernsehen kontinuierlich wiederholten. Man nahm die Fahnen ab, überlegte kurz, sie mit anderen auszutauschen, ersann sich schließlich doch der Vorteile vollkommener Neutralität und kehrte zum emsigen Geschäft mit den ein- und ausfahrenden Hauptstädtern und -innen zurück.

Dabei vergaß man klein Benjamin, den Einserschüler mit seiner Faszination für Geschichte, der mittendrin im Wirrwarr vor laufendem Fernseher sitzengeblieben, die Bilder des Massakers vor Augen, die Stimmen der hiesigen Rechtfertigung im Ohr. So kam's, dass unser traumatisiertes Kind daraufhin all seine Anstrengungen den Geschichtsbüchern seines Großvaters zu widmen begann, als könne er damit seinem alten neuen Freund Alois von Ficker in irgendeiner Art und Weise zur Seite stehen.
Die Tage verstrichen, das Geschäft lief reibungslos weiter - bis zu diesem einen Nachmittag, an dem das sensible Kind unter unser aller Augen in Vaters Metzgerei auf die blutüberlaufene Theke stieg und lauthals zur Neu-Errichtung der Österreich-Ungarischen Donaumonarchie aufrief.

Wie's heut zutage unvermeidlich scheint, wurde der ansonsten wohl einfach unter den Teppich zu kehrende Zwischenfall von einer Handykamera aufgenommen und ins allumfassende Netz gestellt, woraufhin die gesamte Welt auf unser bescheidenes Dorf aufmerksam wurde. Es folgten weitere Fernsehtrupps, zahlreiche minderjährige Medienstars, ein paar Neonazis und ein besorgtes Waldorf-Kindermädchen - allesamt bemüht, den kleinen Benjamin für die gute Kausa zu gewinnen. Doch im Hause Burgstaller war man, wie sich's in einer guten Unternehmerfamilie gehört, weder an dieser noch an jener Auslegung des Postmodernen interessiert, sondern beeilte sich, das arme geisteskranke Kind so rasch wie nur möglich in Behandlung zu stecken, um sich nicht den alleinigen Erben des Familienimperiums zu verscherzen. So kam meine eigene Person ins Spiel.
So kam's, dass man mich alsbald mit der Einlieferung von klein Benjamin beauftragt hat, und zwar mit ihm in die Hauptstadt zu fahren, um dort seine Großtante, die ominöse Kinderpsychiaterin Helga Burgstaller aufzusuchen, von der man sich erhoffte, sie würde seinen Wahnsinn bündeln können.

So beginnt meine Reise, von der keiner weiß, wohin sie führen wird, an einem verregneten Oktobermorgen im Schnellzug Richtung Norden mit klein Benjamin an der Hand und ein paar Geldscheinen in der Tasche.
Per le perdute strade heißt der Sommerhit aus dem Süden, den unsre Kundschaft täglich mit sich hereinsummte, alt und jung, jung und alt - alle sind's darauf abgefahren. Ich will's jetzt auch summen, dieses Lied, diesen lästigen Ohrwurm - *per le perdute strade, seguimi*.

Die Hauptstadt gleicht einer vergnügungspark-ähnlichen Müllhalde, deren Mauern und Straßen mit Gesund- und Hygieneprodukten werben; einem riesigen Scheiterhaufen, der brennt und verbrennt was in seine Nähe kommt. Der Hauptbahnhof in Flussnähe, ringsum Regierungsgebäude, dazwischen Polizeiregimente und Demonstranten.

Klein Benjamin ist müde, die lange Reise hat sein Gemüt verwirrt. Die schlechte Luft der Zugabteile. Stundenlang sind wir durchs kleinwüchsige Mitteleuropa gefahren, in dieser oder jener Stadt anhaltend, um noch ein paar Reisende einzusammeln oder aussteigen zu lassen. Uns gegenüber saß ein zeitunglesender, dem Anschein nach vornehm gekleideter, meines Erachtens aber doch etwas vulgärer Mann mitte vierzig. Es dauerte nicht lange, da hatte Benjamin das Titelblatt der Zeitung dem Massaker zuordnen können, das er im Fernsehen bei Alois von Ficker erfahren, und er begann vor sich hin zu murmeln bis der Mann, wahrscheinlich aus Neugierde vor den wirren Gedanken, seine Zeitung beiseite gelegt, und sich nach unseren Namen erkundigt hatte. Ich konnte klein Benjamin nicht davon abhalten, seine ganz persönliche Theorie zur Neu-Errichtung der Donaumonarchie an den Mann zu bringen. Zu meiner allergrößten Überraschung war dieser keineswegs skeptisch, sondern ganz sehr über das Kind entzückt, zuhorchend, als ob gerade aus dessen Mund irgendeine längst verlorene Weisheit zu uns heraufstiege. Mit großen Augen und stetigem Nicken, wie man's halt von Schauspielern und -innen kennt, wenn sie zwar von einer Angelegenheit gerade nichts verstehen, aber das Gefühl nicht loslassen wollen, das Gesagte sei von irgendeiner ihnen womöglich zugute kommender Bedeutung.

Vorm Aussteigen hat er uns zu seiner Abendvorstellung eingeladen - er spiele nämlich in einem politisch äußerst relevanten Stück mit. Seine Rolle die des Kindsvaters, der mit Antideutschtum konfrontiert wird, als seine Tochter keinen Kitaplatz bekommt. Dankend habe ich seine Telefonnummer entgegengenommen, Händegeschüttelt, mich auf die scheinbar unvermeidliche Umarmung eingelassen und klein Benjamin weitergeschoben, durchs Nebelnasse.

Die Stadt öffnete sich unter unsren Schritten wie dem Gummiboot das grenzenlose Meer. Wir versanken im Hin- und Hergetreibe emsiger Bürger und -innen, die von oder zur Arbeit eilten und kamen, im Ratter-Mecker-und-Gezeter der Straßenbahnen und Fahrradwege, an Kreuzungen und über Brücken, das Labyrinth nach seinen zahlreichen Räumen erkundend; jeder für sich, mit dem eigenen Gedanken bei der Hand, also meinerseits den kleinen Burgstaller abzuliefern und seinerseits das heiß geliebte K. u. K. Monarchen und Kaisertum über all das wiederzubetätigen, was seine kleinen verwirrten Äuglein sahen.

Angetrieben vom Hunger, der sich langsam aus unsren Gehirnen in den Magen reingefressen hatte, entschieden wir uns, das eine oder andere schicke Gasthaus der Hauptstadt aufzusuchen, um uns die Bäuche mit einem Stück Eisbein oder sonstwelcher lokaler Folklore-Mahlzeit vollzuschlagen. Als wir eine vorbeigehende danach fragten, schmunzelte diese zur Antwort, so was gäbe es in dieser Gegend nicht - Traditionsgasthäuser gehörten früheren nationalistischen Zeiten an. Postmoderne Stehbüffets gäbe es, grellfarbene Nahrungskompositionen für teures Geld und ein freundliches Grinsen, das ans Zähneblecken tollwütiger Hunde erinnert. Ach bitte lass uns da reingehen - schaut mich mein wehmütiger Wegbegleiter flehend an - so was gibt's bei uns am Lande nicht.

Also rein ins bunte Treiben, ins warme Dingsda, ins bunte Hallöchen des rosarotverpackten Servierpersonals. Rasch wird uns einen Stehplatz an der hinteren Wand zugewiesen, wo wir ein nichtalkoholisches Blubberlutschgetränk aus dem Kühlschank fingerln und in unsre Mäuler stülpen, während einhundertvierunzwanzig-BPM-lastige Elektromusik aus den Lautsprechern das ganze untermalt.

Schon wird's annehmlicher im hiesigen Gastgewerbe, schon verschwindet die Zögerlichkeit, das nicht so ganz wissen wozu, schon fühlt man sich Teil dieser komplex unkomplizierten Gemeinschaft des akzelerationistischen Essens: zwinkert umher, die anderen Anwesenden an, diese provokant gekleideten Kinder der Hauptstadt mit ihrem selbstbewussten Auftreten am Bestellungsschalter - uns Landlern die übliche Minderwertigkeit einflößend, wie sie geschwind mit Ziffern und Zahlen zwischen Soßen, Fleischersatz und Trinkgeld herumjonglieren - nun gut, tun wir dergleichen - hoch schnellt die Augenbraue, zwei Finger wild herumfuchtelnd, einem klassischen Komponisten gleich, der uns hier die Abendessensarie durch die Lüfte arrangiert: zwölf-dreizehn Komma Sechsunddreißig plus ein Getränk um drei neunundneunzig. Und hör mal - plötzlich stockt die hundertvierunzwanzig-BPM-lastige Elektromusik aus den Lautsprechern, ein Nachrichtensender wird dazwischengefunkt.

Moment mal - sollte die Musik nicht lauter werden, wie zuhause bei den Burgstallers, um die Konsumenten und -innen zu beflügeln, ihr Vertrauen in die Kaufkraft zu bestärken?
Wozu Nachrichten, die lenken doch nur ab?

Doch dann rieselt die Stimme der Nachrichtensprecherin von oben auf unsre Gehirne. Mit solch gründlicher Ergriffenheit körnt sie die Schlagzeilen aus, wie den Rosenkranz zur eucharistischen Kommunion, dass - einem Spinnenbiss gleich - den Anwesenden die Staatsraison unter die Haut und bis ins Herz hineinfährt. Schlagartig verändert sich deren Verhalten. Geritten vom heiligen Geiste greifen sie zu, leeren Süß- und Spritzgetränke aus dem

Kühlschrank, hätten so gern noch einen Muffin, die putzige kleine Okraschotenpastete, ein winziges extra Safransößchen oben drauf, wie verrückt von der ehrwürdigen Stimme der Nachrichtensprecherin bewegt, die standhaft das schlechte Nationalgewissen verkündet - welch geniale Verkaufsstrategie, Frau Burgstaller wäre entzückt! - und sobald die Toten aufgezählt, die Notwendigkeit des Massakers bekräftigt, Zukunftsaussichten festgelegt und der Wetterbericht beendet verabschiedet sich die tapfere Stimme und zurück geht's zum Viertakter; mit großer Freude der Anwesenden, die sich eben wie nach überstandenem Gottesdienst friedgesonnen zulächeln, dabei wiederholt nickend, und von ihrem schlechten Gewissen befreit gierig an die Hälse ihrer Spritzgetränke zurückkehren.

Da löst sich klein Benjamin, wie man zu sagen pflegt, aus dem Schatten der Kühlschränke und stellt sich mitten in den Laden, sodass auch jeder seine Worte klar und deutlich versteht. Genauso wie damals, am Fernsehschirm von Alois und aus den Schlagzeilen der Zeitung, die unser Sitznachbar im Zug gelesen, war die Nachricht vom Massaker in seinen Geist eingedrungen und hatte diese Kettenreaktion bewirkt, die ihn jetzt dazu brachte, das Dilemma um Österreich-Ungarn und die Errichtung einer vergangenen Welt zu fordern. Nur war das Kind, wahrscheinlich vor Müdigkeit und geistiger Überanstrengung überfordert, unfähig, die Ruhe zu bewahren, und fing alsbald mit dem Schreien an, ja mit einem sonderbaren Geplärr, das ich noch vom Bundesheer kenne, als man uns durch den braunen Schlamm kommandierte, schrie sich heiser - nieder mit dem Feind! - darauf bestehend, dass jetzt die Zeit gekommen und es notwendig sei, einen Kreuzzug zu bilden, um für die Donaumonarchie in den Kampf zu ziehen.

Von draußen brach ein Donnerschall herein - wie in einem schlechten Zeichentrickfilm lief die Szene ab: Die Kinder der Hauptstadt um uns herum nickten und grinsten als ob dieser Löwenzahnknirps der Auserwählte, als ob auch sie die Donaumonarchie, oder das, wofür diese Geschichte stand, von Anfang an im Herzen getragen, und ihre Augen und Ohren scharten sich um das Kind, als käme aus seinem kleinen Mund das aufbrausendste aller Spritzgetränke auf sie zu.

Gewiss, es wäre nicht das erste Mal, dass ähnliche Gedanken aus unsrer Gegend hierzulande mit Beifall entgegengenommen werden - man sei wohl stets darum bemüht, sich auf die falsche Seite der Geschichte zu stellen! Und stets auf die Seite der technologisch und militärisch überlegenen Fraktion, das große Mitläufertum, wie sie sich schon als Schulkinder hinter dem Lehrer versteckten, um diese oder jene zu verpetzen.

Schluss! Es reicht! Ich tat zwei Schritte nach vorne, wollte das hetzende Kind losreißen, klein Benjamin aus diesem Alptraum zerren und in Sicherheit bringen; doch da stellten sich mir zwei-drei fanatisch gewordene

Junggesellen dazwischen, warfen mich zurück und forderten das Konfetti-Servicepersonal auf, die Polizei zu rufen, bevor ich dem Kind was antue. Klein Benjamin, vielleicht aus Eigennutzen - war ihm allmählich bewusst, welche Macht seine Worte bargen? - vielleicht aus aufrichtiger Freundschaft, sah plötzlich ein, dass man dabei war uns zu trennen. Er wechselte den Ton seiner Stimme, säuselte wie Kinder eben säuseln, wenn sie sich was in den Kopf gesetzt haben, und die Front tat sich auf, obwohl ihm die einen oder anderen warnende Worte zusprachen - ich sei einer der bösen - meistens richte man ja, wenn man denkt, auf der richtigen Seite zu stehen, den größten Schaden an - genau! - und nicht wenige Schritte trieb uns besagtes Stimmenwirrwarr über den Gehsteig nach.

Gebückt marschieren wir durch den Sturm, am Marktgelände über den Friedhof durch die Thomashöhe vorbei, hinauf zur Hermannstraße. Wie es wohl hier in zehn Jahren aussehen wird - wie es hier wohl vor dreißig Jahren ausgesehen hat? Klein Benjamin folgt mir, es folgen uns noch zahlreiche mehr. Ich sehe sie in der Dunkelheit nicht, ich spüre ihre Anwesenheit, höre sie flüstern, höre ihre fiebrigen Stimmen, die nach dem Kind verlangen.
In unsrer Zweisamkeit versuche ich den Knaben zu beruhigen, ihn von seinem göttlichen Plan abzubringen: Als ob es genug wäre, diese Staatsraison mit einer anderen auszuwechseln, als ob man den Herrschern einfach eine andere, buntere Veste überziehen könnte, um die Dinge aus ihrem Lauf zu bringen. Der Staat frisst seine Söhne und Töchter, die Republik. Benjamin nickt abwesend, er zittert am ganzen Leibe; Regen prasselt auf uns ein.
Da tut sich vorne zwischen drei Reihen geparkter Fahrzeuge ein Licht auf, ein Café. Vorbei an den gekrümmten Laternen, über zwei drei Regenlachen hinwegspringend, hinein ins warme.

Drinnen begegnen uns verwunderte Blicke: Menschen sehen von ihren Tischen auf, von ihren geheimnisvollen Lektüren. Ich setze das Kind neben den Heizkörper, bestelle zwei heiße Schokoladen und ein Butterbrot, beruhige mich selbst. Hier fürchtet sich keiner vor uns, hier denkt jeder für sich. Benjamin trinkt seine Schokolade; heimlich sehen wir uns um, lauschen den Gesprächen, die allmählich wieder aufgenommen wurden.

Inzwischen regnet's - inzwischen ist's auch schon viertel vor fünf - vielleicht rausgehen? - oder reinschauen, drinnenbleiben? - ach so schwer ist's, Entscheidungen zu treffen - inzwischen weiß auch jede, dass du ein fauler Sack bist - dass du mal die Schnauze hältst? - seid's eure Streitereien nicht satt? - sagt die eine, die andere, noch eine andere von hinten - also was machen wir heut Nacht? - erstmals zusammenlegen und schauen, wie viel sich ausgeht - sechs - fünf fünfzig - dreizehn - oho, dreizehn - macht keinen halben Gramm - nen halben könnte man strecken und drüben an die frisch einquartierten Italiener - Franzosen, die haben mehr Geld - Urlaubsgeld ausgeben tun immer noch die Spanier am wildesten - da haste Recht, ham zwar nix aber verprassen tun sie's trotzdem - also halber Gramm strecken und um achtzig verkaufen an die beiden da, die beiden dort - hoho, sieh mal her was wir hier haben, nen ganzen Gramm vom feinsten, vom reinsten, vom teuersten - aber heut gibt's Spezialpreis, nur für dich...

L'impossibilità del dialogo fra tanta cacofonia impone a chi si trovasse in disaccordo con l'opinione vigente di rifugiarsi in una lingua nascosta, oscura ai più, dimodo da potersi riunire e discutere con chi sente lo stesso bisogno senza timore della spada che rescinde, genera e devasta per continuare a generare, alimentare il flusso di informazioni contradittorie da cui nasce la confusione che divide.
Di fronte al cinico discorso vigente che chiama l'assassinio danno collaterale e spinge ogni parola, ogni concetto alla sua astrazione più estrema, svuotandola della sua imprevedibilità per riempirla d'un senso prêt-à-porter voglio parlarti in una lingua che non capiscono. Altrove parleremo una lingua che noi stessi non capiamo. Ascolteremo. Un complotto nell'oscurità per difenderci dal codice universale, la lingua blockchain che fa di noi rozzi altoparlanti, trasmettitori della cacofonia che svia il discorso dalla vita per astrarre, disumanizzare e distruggere quel poco che ci rimane.

Drüben sitzt ein anderer, fein garniert mit Flanellhemd und so weiter, Lederstiefletten, frisch rasiert flüstert er einen Brief vor sich hin, den seine Hände emsig schreiben - viel zu emsig, scheinbar, für seinen Gedankengang, denn immer wieder überwirft's ihn, stolpert er durch Satz und Komma, übern Absatz hinein in die Grube woraus er schreit bis man ihn wieder hochzieht, oder er sich selbst; nicht am Schopf, an der bellenden Verzweiflung, die ihn reitet, den Verbindungsburschen, bis er endlich eine Form gefunden und den Brief folgendermaßen übers Blatt Papier wälzt:

Sehr geehrter Prof. rer. soz. dipl. Ing. Doktor Grassl,

Heinrich Grauvogel mein Name. Sprießling des ehrwürdigen Adelsgeschlechts der Grauvögler, bereits in Metzlers Atlas des bayrischen Landadels um 1623 vertreten. Ich schreibe Ihrer Obrigkeit mit einem wichtigen Anliegen. Wie Sie wissen, hat mich mein Vater in ihren Lehrgang zur transzendentalen Materialismuskritik nach Gödel einschreiben lassen und besteht darauf, dass ich diesen seines Erachtens nach "zukunftsweisenden Studiengang" auch erfolgreich abschließe. Nun wende ich mich an Sie in hochachtungsvoller Ergebenheit, glauben Sie mir, um mich an Ihr Einverständnis in einer sonderbar heiklen Angelegenheit zu appellieren, von der meine Berufung abhängig ist. Wie Sie es wahrscheinlich wissen, werde ich eines Tages Besitz im gesamten bayrischen Unterland erben, dazu eine Insel im Südwestpazifik und dreizehn Schlösser im Ostfriesischen Sagenland. Ich möchte Ihnen diesen Besitz - die Insel im Südwestpazifik ausgenommen - zum Tausch anbieten, oder besser gesagt als Dankeschön überschreiben, falls Sie mir einen kleinen winzigen Gefallen leisten könnten. Ich bräuchte da ein Diplom, das meinen Studiengang im transzendentalen Materialismus positiv absegnen könnte. Damit wär's mir möglich, den gesamten Pferde-Polo und Jägerstand-Kram abzulegen und meiner Berufung zu folgen, also mich endlich meinem Werdegang als DJ zu widmen.

Sie wundern sich bestimmt an dieser Stelle- Sie, der große Meister der Transzendenz - wenn ich Ihnen von meiner Faszination für Progressive Trance oder House Musik erzähle, für das rollende und grollende eines Tracks, der um sieben Uhr morgens bei voller Lautstärke aus den Boxen springt, aber ich kann nicht anders, ich muss losrennen, lostanzen. Sehen Sie's einfach wie meine eigene ganz persönliche Transzendenz, diese Progressive Musikrichtung aus den Lautsprechern und Bumm Bumm Bumm, Sie müssen mir verzeihen, dass ich mir diese Freiheiten nehme, in einem so wichtigen Brief an eine so ehrbare Persönlichkeit wie Sie, aber glauben Sie mir, es gibt nichts wichtigeres, als dass ich meinen Weg als DJ gehe. Hierfür brauche ich nur meine Insel im Südwestpazifik, dort will ich eine Untergrund-Partymeile einrichten - die Schlösser und Salzburgen im bayrischen Unterland sind mir doch egal, was ist das schon, ein kaltes Schloss verglichen mit der wärme der 21st Century Love Ep von den Digital Penetrators?

Denken Sie bitte drüber nach, geehrtester Prof.rer. soz. dipl. Ing. Doktor Grassl,denken Sie drüber nach.

Ihnen ergeben, Heinrich Grauvogel

Selbstverständlich wird auch hierorts Musik gespielt. Aus dem Hinterzimmer, wo drei Leute vom sensibelsten Menschenschnitt mit Rasiermessern an einem Cello hin- und herstreicheln, also die Saiten regelrecht pellen, wie wenn's nem Kalb beim Burgstaller hinten im Schlachthof die Stimmbänder rausschlitzen, hin und her kratzen die Finger, die gekrümmten rasiermesserbefiederten Hände - die Bohème des Einundzwanzigsten, genauso wenig originell wie damals, als man noch die Tosca sang und keinem oder keiner Nachrichtensprecherin aus jedwelcher Handy-, Radio-, Fernseh- oder Computerapparatur die Sinnwandlung des Seienden zum Wegwerfgegenstand ins Unterbewusstsein flüsterte.

Rund um das mit der Notoperation am Cello beschäftigten Trio sitzen ein paar kritisch Bewandte. Ein paar Kritiker, die sich auskennen. Ein weiteres paar, die so tun, als ob sie sich auskennen würden. Noch andere, die sich gar nicht auskennen. Ein paar weitere, die sich vielleicht auskennen, sich aber nicht so ganz sicher sind, ob sie vielleicht nicht lieber so tun sollten, als ob sie sich doch gar nicht auskennen würden. Noch drei andere, die wen kennen, der sich auskennt, und so tun, als ob sie sich auskennen würden, oder könnten, oder müssten, oder sollten, oder vielleicht gar nichts von alledem und einfach gelangweilt an ihrem Bleistift kauen. Beine überkreuzt, das Freie-Spende-Schild nicht beachtend - den stetigen Blick hinauf ins Unermessliche der Kunst ausschweifend - sitzen noch ein paar, die sich bestimmt auskennen, ja, gar keine Frage - wenn sich die nicht auskennen, dann keiner!

Und hinten im Eck zwei Frauen, die sich über den ganzen Scheissdreck kaputtlachen. Zu denen setzen wir uns, klein Benjamin und ich, auf den letzten freien Hocker - im Rücken das Gekichere der zwei Frauen, von denen die eine gleich lospoltert, dass sie dem Konzert so nimmer folgen könne, und mir einfach in den Rücken tritt, mim spitzen Schuh hinein in die Niere - den sogenannten Nierenstich versetzt, der mich schlagartig umhaut und aus der laufenden Darbietung reißt.

Von der Bewusstlosigkeit oder dem Koma hängen mir die Bilder noch immer glasklar vor Augen: zuerst im Theaterfoyer am Premierenabend mit klein Benjamin an der Hand, der Ansprache der Intendantin lauschend, weiter drüben schemenhaft die beiden unverschämten Frauen, die sich ins Fäustchen lachen indem sie auf uns zeigen, daneben der Schauspieler aus dem Zugabteil, der uns die besten Plätze besorgt hat, weitere Figuren, denen wir schon begegnet, so die jungen Hauptstadtkinder, die noch immer sich gegenseitig zunickend mit ihrem Spritzgetränk beschäftigt sind, sogar der Alois von Ficker scheint anwesend zu sein - sein Schatten, sein Gespenst schleicht als Profilbild durch die versammelte Schar, schlurfend, und kaum ruft man nach ihm wendet sich die Figur und es ist doch eine andere Person - mir bleibt nichts anderes übrig als den Worten der Intendantin zu folgen, dem Geschichtsunterricht, der Mitverantwortung, die drei mal mit gehobenem Zeigefinger aufgestellte Behauptung, Funktion des Staatstheaters sei es bla bla bla… dann der Herr Kultursenator, die Herren und Frauen der Unternehmerschaft (die sogenannten Freunde des Theaters), Erdmännchen und - Fräuleins, sich entzückt gegenseitig in die Seiten be-ellbogend und natürlich - schweift die Intendanz mit seriösem Blicke aus - der Tod eines Menschen ist eine Tragödie, aber der von zehntausend pure Statistik, da braucht man kein schlechtes Gewissen haben - das wird später kommen, zur richtigen Zeit, wenn sich das Blatt erneut wenden sollte - und aus der Königinnenloge sieht man auch die Statistiker ihre Köpfe recken, mit Jubel empfangen, die wahren Hüter und -innen unserer Staatsraison.

Wieder ruft klein Benjamin ein paar simple Wörter ins Beifallgetose - auf geht's nach Österreich-Ungarn - und es wird still. Niemand blinzelt. Alle warten gespannt auf Intendanz und Kultursenat. Vor allem jene, die nur auf ein Wort des kleinen Kindes gehofft, ja sich beinahe nicht mehr haben stillhalten können - und so reißen die beiden Vertreter des allgemeinen Sinn- und Kulturbeschaffungsorgans ihre Hände in die Luft und stimmen dem kleinen Benji-Boy zu, stimmen ein in den Chor, während ich mich langsam aus den Bildern löse, um auf den Boden der Tatsachen, also aufs Zement der Realität zurückfalle, in meinen Ohren das als Gegröle der gesamten Theaterszene getarnte Blutrauschen, wie sie schreien - auf geht's ins Kaiserreich!

Und wie's mich so ausspuckt aus dem schwarzen Loch merke ich, dass sich um meine am Straßenboden kauernde Person (hat man mich aus dem Lokal getragen?) eine dichte Gruppe Anwesender, deren Gesicht ich wenig oder kaum kenne, versammelt hat, ihre Glubschaugen auf mich herabgebeugt, im Hintergrund das schreiende Kind, das depperte Kind (denk ich mir), das nimmer aufhören will zu schreien, obwohl dem hierorts keiner so wirklich Gehör zu schenken scheint. Dann erkenne ich die beiden Frauen, deren Tritt mich ins Jenseits befördert hat.

Die eine: Was stellst du dich denn so an fällst gleich um für so wenig was bist denn du für ne Memme komm steh auf ist das sein Sohn der Knirps so ein komisches Kind der schreit irgendeinen Wiederbetätigungskram kannst du ihm sagen er soll das lassen auf uns hört er nicht und überhaupt hast du ihm das eingeredet bist du einer von denen dann kannst gleich liegenbleiben was wie bitte nein na gut steh auf schau halt dich hier hier bei mir komm ich helf dir kannst du das Kind beruhigen die da drüben schauen schon ich will nicht dass die Polizei kommt du weißt eh, kennst die Leute da hinten und dort drüben an den Straßenecken die da stehen und schauen dem Kind lauschen tun sag mal was ist denn mit euch los seid ihr von irgendeiner Sekte was predigt ihr da?

Und so hab ich ihr eben erzählt wie's dazu gekommen ist, von Alois von Ficker und den Sommertouristen und -innen, der burgstaller'schen Metzgerei - überzeugt, dass der Frau wohl genauso wie allen anderen bald die Kinnlade heruntergekippt, die Augen weit aufgesprungen und heilige Begeisterung für die Donaumonarchie entflammt wäre, aber sie hat einfach nur zugehört und plötzlich zu lachen begonnen, mir ein Glas Wasser gereicht und die anderen ringsum verscheucht. Dann hat die Frau klein Benjamin zu sich genommen und gestreichelt bis sich der beruhigt hat: Den bringen wir nicht ins Krankenhaus - hat sie gesagt - ihr könnt bei uns pennen bei mir und der Bertha - hat sie gesagt und auf ihre Freundin gezeigt, die weiter vorne stand und rauchte und Benjamin hat sie von ihrer kleinen Nachbarin Felizitas erzählt, ihre kleine Nachbarin, die morgens immer vorbeikommt und mit ihr frühstückt. Mit der kannst du dich unterhalten, das ist was für dich, nicht mit diesen Spinnern (ringsum die schemenhaften Gestalten, das gesichtslose Volk, herrenlose Gespenster). Felizitas hat kleine, schmale Augen, Kulleraugen, und isst am liebsten Müsli. Der kann ich alles erzählen, sie versteht es sowieso nicht, oder versteht es eben anders, denkt sich dabei nichts schlimmes, nichts unheimliches, sondern erzählt von ihrem Vater, dem Schauspieler, der angeblich einmal auf der Bühne einer wildfremden Zuseherin im ersten Rang einen Heiratsantrag gemacht hat. Natürlich hat die Zuseherin nichts davon verstanden, sondern glaubte, der spielt ihr da was vor. Erst am nächsten Tag, als das Stück in der Zeitung verrissen wurde, weil der Schauspieler «zu viel improvisiert», und also den Shakespeare nicht ordnungsgemäß übertragen, hat's die Frau verstanden und ist am Abend zurück ins Theater. Diesmal aber hat sie sich ganz hinten reingesetzt, wo man sie von der Bühne aus nicht sehen konnte. Na warte, hat sie gedacht - sagt klein Felizitas immer - na warte - und hebt die geballte Faust... An dem Abend hat es natürlich keinen Heiratsantrag mehr gegeben, sondern einen ewig langen Monolog übers Sterben und so, aber so langweilig - sagt Felizitas immer - so sterbenslangweilig, dass das gesamte Publikum den Saal verlassen, und nur die Frau ganz hinten sitzengeblieben, die ja allmählich verstanden hatte, was am Vorabend passiert war - sagt Felizitas. Naja und als dann alle draußen waren ist sie aufgestanden, die Frau, aus dem Schatten heraus, und hat sich in die erste Reihe gesetzt, wo er sie gut sehen konnte.
Zu dem Zeitpunkt hat Felizitas meistens ihr Müsli aufgegessen, mit einem großen Lachen im Gesicht, und sagt, dass ihr Vater den stinklangweiligen Monolog übers Sterben abgebrochen hätte und die Frau, also Felizitas Mutter, gelacht hätte und gesagt, dass die Kritiken wohl auch diesmal nicht besser gewesen wären... Daraufhin hat er seinen Beruf hingeschmissen und ist mit ihr in die Stadt gezogen, hier her in die Gegend, wo sie heut noch leben...

Klein Benjamin hat sich beruhigt. Er zittert nicht mehr, sondern lächelt sein Kinderlächeln in Gedanken an Felizitas, fragt mich, ob es denn möglich wäre, dass wir heute bei den beiden Frauen übernachten, damit er morgen

früh Felizitas Geschichte nochmal hören kann. Seine Adepten scheint er vergessen zu haben: diese wechseln verstörte Blicke, schütteln ratlos ihren Kopf, packen sich gegenseitig am Kragen und rütteln und schütteln weiter - weißt du noch, wie das ging? Wie ging das, mit der Donau? Mit dem Reich? - etliche haben sich schon entfernt, sind aus ihren Verstecken gekrochen und davongerannt, bereits auf der Suche nach einer neuen Staatsraison. Regungslose Gebäude betrachten das Geschehen durch ihre Fenster.
Über uns liegt die Nacht. Irgendwo da draußen, in ihrem Regierungsgebäude verschanzt, läuft die Kriegsindustrie weiter - sie braucht keinen Schlaf. Auch morgen früh wird die Nachrichtensprecherin ihren Rosenkranz herunternörgeln, etliche weitere Massaker mit dieser oder jener Staatsraison rechtfertigen, andere verurteilen - nichts ist geiler als eine Statistik über Leben und Tod. Als hätte sie meinen Gedanken gelesen, rempelt mich Bertha an - komm, lass heimgehen. Und wie sich unsre kleine Gruppe vom Gehsteig löst und über den kalten Beton entfernt weht's von irgendwo ein Lied herbei. Bald singen wir alle mit, um uns zu wärmen - für die Freundschaft, nieder mit der Republik!